

- 2 Sven Rabeler: *Niederadlige Lebensformen im späten Mittelalter*. Wilwolt von Schaumberg (um 1450-1510) und Ludwig von Eyb d.J. (um 1450-1521). Würzburg 2006 (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte. Reihe IX: Darstellungen aus der fränkischen Geschichte 53).
- 3 Werner Rösener: *Aspekte der adeligen Erinnerungskultur im Mittelalter*. In: *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*. Hrsg. von Günter Oesterle. Göttingen 2005, S. 405-426.
- 4 Johannes Butzbach: *Odeporicon. Eine Autobiographie aus dem Jahre 1506*. Zweisprachige Ausgabe. Einleitung, Übersetzung und Kommentar von Andreas Beriger. Weinheim 1991.
- 5 Butzbach (s. Anm. 4), S. 129.
- 6 Butzbach (s. Anm. 4), S. 374.

Christian Thomasius: Briefwechsel. Historisch-kritische Edition. Bd. 1: 1679-1692. Hrsg. von FRANK GRUNERT, MATTHIAS HAMBROCK und MARTIN KÜHNEL unter Mitarbeit von ANDREA THIELE. Berlin, Boston: de Gruyter 2017. XLIV + 531 S., Ill., Diagramme.

Als Christian Thomasius am 31. Oktober 1687 an der Universität Leipzig zum ersten Mal ankündigte, eine Vorlesung über Gracian auf Deutsch zu halten, ~~beginnt~~ nach verbreiteter Auffassung die Aufklärung in Deutschland. Just die dieses Ereignis umrahmenden Jahre in der Karriere des Christian Thomasius erhellt seine in dem hier zu besprechenden Band edierte und kommentierte Korrespondenz.

Die Edition des gesamten überlieferten Briefwechsels ist auf vier Bände angelegt. Der im ersten Band versammelte Briefwechsel umspannt 13 Jahre, setzt 1679 ein, in dem Jahr, als Thomasius in Frankfurt an der Oder sein Jura-Studium mit Promotion abschloss und eine Bildungsreise nach Holland unternahm. 1680 heiratete er, begann in Leipzig als Anwalt tätig zu werden und an der dortigen Universität Privatvorlesungen zu halten. Es sind diese ersten Jahre, in denen Thomasius sich seine berufliche Existenz aufbaute, sich durch erste öffentliche Dispute einen Namen zu machen begann, für erste Skandale durch das Halten von Vorlesungen in deutscher Sprache sorgte, und dann, mit der Herausgabe seiner *Monats-Gespräche*, das journalistische Schreiben in Deutschland initiierte. Die zahlreichen politisch-theologischen Streitigkeiten, auf die er sich in diesen Jahren einließ, kosteten ihn schließlich die Unterstützung seiner fürstlichen Gönner und brachten ihm ein Publikationsverbot ein, doch verhalf ihm sein Netzwerk 1690 zu einer Berufung nach Halle. Dort engagierte er sich beim Aufbau der neu zu

gründenden Universität und trug mit seinen Vorlesungen in den folgenden beiden Jahrzehnten maßgeblich zu deren Reputation bei. In den Briefen der Jahre 1690-1692 deutet sich bereits Thomasius' Hinwendung zum Pietismus an, die ab 1694 auch in seinen Publikationen öffentlich sichtbar werden sollte.

Die Herausgeber haben für die gesamte Korrespondenz der Jahre 1679-1728 ca. 1.200 Schreiben von 300 Autoren ausfindig machen können. Sie zählen indes nicht nur die physisch überlieferten Briefe dazu, sondern auch solche, von denen wir nur indirekt aus anderen Quellen Kenntnis haben. Es zeigt sich, dass Thomasius selten länger mit einem Briefpartner korrespondiert hat. Größere Konvolute bilden die Briefe mit seinem Schwager Adam Rechenberg, seinerzeit Professor für Theologie und Schwiegersohn Speners, dem Leipziger Rechtsprofessor Jacob Born, mit Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, dem Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Weitz, Johann Justus Breithaupt und August Hermann Francke. Von den im ersten Band versammelten längeren Briefwechseln sind jene mit seinem Leipziger Verleger Moritz Georg Weidmann und seinem langjährigen Mentor Samuel Pufendorf von besonderem Interesse. Die Briefe Pufendorfs sind auch die einzigen, die Thomasius fast vollzählig aufbewahrt hat, die anderen Korrespondenzen sind sehr lückenhaft. Viele seiner eigenen Briefe, insbesondere die Privatbriefe, sind verschollen. Da Thomasius in seinen Schriften häufiger aus seiner Korrespondenz zitiert und weitere indirekte Zeugnisse vorliegen, konnten die Herausgeber etliche Briefe rekonstruieren. Diese „physisch nicht vorhandenen, jedoch bezeugten Briefe [...] werden in die zeitliche Abfolge der Korrespondenz eingeordnet, inhaltlich referiert und ebenso kommentiert wie die im vollständigen Wortlaut tradierten Briefe“ (S. XVII). Dabei werden auch zahlreiche Datierungen vorheriger Teil-Editionen der Thomasius-Briefe korrigiert.

Die Edition bringt die Briefe einschließlich ihrer Paratexte in Transkription unter weitgehender Beibehaltung der originalen Textgestalt, also ohne dass Lautstand, Syntax, Grammatik oder Orthographie an den heutigen Gebrauch angeglichen würden. Nur wenn der Buchstabe v als u gebraucht wurde, wird er als „u“ wiedergegeben. Sonderzeichen werden in moderner Form wiedergegeben, Reduplikationsstriche werden aufgelöst.

Alle Briefe werden mit editorischen Angaben und Kommentar erschlossen, dabei die jeweilige Überlieferungssituation mitgeteilt und die Quellen detailliert beschrieben.

Der Kommentar bietet neben den philologischen Angaben historisch-kritische Sacherläuterungen und Querverweise. Auf Erläuterungen heute nicht mehr geläufiger sprachlicher Ausdrücke und Wendungen wird hingegen verzichtet. Den Band beschließen ein Register der in den Briefen erwähnten Werke und sowie ein Personen- und ein Ortsregister.

In den Kommentaren werden jeweils die biographischen Hintergründe und Verweise sowie die gelehrten Anspielungen der Briefe beleuchtet, was auch unbedingt nötig ist, denn ohne sie wird der Leser bei der Lektüre der Korrespondenz meist im Dunkeln tappen. Durch die akribischen Erläuterungen entsteht sukzessive ein sehr genaues Bild der Umstände, die Thomasius zu seinen Schreiben veranlassten, und der Art der Relationen, in denen er zu den Briefpartnern und den in den Briefen erwähnten Personen und Schriften stand. Man wusste bislang um die vielen Polemiken und Rechtshändel, die diese frühen Jahre von Thomasius' Karriere prägten, doch erstmals erhält man detaillierte Auskünfte z.B. darüber, wie sich Thomasius mit Pufendorf beratschlagte, welche strategischen Maßnahmen er ergreifen sollte oder darüber, wie er seine Unterstützer zu mobilisieren versuchte. Besonders aufschlussreich sind die Buchrechnungen, die Thomasius' Leipziger Verleger Moritz Georg Weidmann den Briefen beilegte (Nr. 198, S. 360-364), da sie Hinweise auf Thomasius' extensive Lektüren und mithin auf die Quellen seiner eklektizistischen Methode enthalten, Rückschlüsse auf den Umgang mit der Zensur erlauben und das Feilschen um Honorare dokumentieren. Kaum je wurde der akademische Alltag eines Gelehrten der Frühaufklärung mit all seinen Widrigkeiten so nachvollziehbar gemacht wie durch diese Edition.

Ohne jeden Zweifel zählt eine Edition des Thomasius-Briefwechsels zu den wichtigsten Desideraten der Forschung und bedarf keiner zusätzlichen Rechtfertigung. Die Herausgeber erinnern in ihrer Einleitung dennoch daran (S. XI), dass die Gelehrtenbriefwechsel der Frühen Neuzeit und der Frühaufklärung unschätzbare Quellen sind, um den damaligen Ideenaustausch zu verfolgen und die politisch-kulturellen Netzwerke zu rekonstruieren. Der Brief war das zentrale Medium der wissenschaftlichen Kommunikation in der Frühen Neuzeit – doch er war ~~er~~ dies nicht für Thomasius, was dann die Herausgeber eher nebenbei einräumen (S. XVII).

Die Herausgeber bilanzieren zudem, dass sein Netzwerk „vor allem im mitteldeutschen Dreieck“ (S. XVIII) und somit in engen geographischen Grenzen verblieb und er kaum Auslandskontakte pflegte. Die

Rekonstruktion des Briefnetzwerks gelingt überdies nur lückenhaft, da viele Korrespondenzen (etwa jene mit Weigel) verloren sind, die ehemalige Existenz anderer (z.B. mit Leibniz) nur vermutet werden kann – verallgemeinernde Schlussfolgerungen können auf dieser Basis, wenn überhaupt, nur mit Vorsicht gezogen werden.

Das in Einleitung, Verlags- und Projektseite herausgestellte zentrale Argument für die Edition ist daher ein falsches Versprechen. Rasch muss der Leser ernüchtert feststellen, dass dieser Briefwechsel sich gerade erheblich von den anderen überlieferten Korrespondenzen jener Zeit unterscheidet. Während man in den als Kronzeugen aufgerufenen Briefwechseln ~~des~~ Leibniz, Grotius oder Haller deren Ideenproduktion und die sich daraus entwickelnden tiefgründigen Kontroversen mitverfolgen kann, wird man hier mit unerquicklichen Alltagshändeln konfrontiert: Nicht lebendiger wissenschaftlicher Austausch in rhetorisch geschliffenen Formulierungen voller Esprit, sondern zermürbende Querelen mit bornierten Theologen und amtlichen Stellen prägen das Bild. Dies ist gewiss keiner jener Briefwechsel, die man – wie jene zwischen Descartes und Elisabeth von der Pfalz oder Leibniz und Clarke – wie einen Roman lesen und ~~in dem man~~ zugleich an philosophischen Einsichten partizipieren kann. Nirgends wird ein Erlebnis, Streit oder Ereignis anschaulich nacherzählt, keine Idee ausgesponnen, sondern Informationen werden spröde mitgeteilt, Amtliches, Finanzielles und Strategisches wird ausgebreitet. Es ist vor allem öde Berufskorrespondenz, historisch relevant zwar, doch hinsichtlich der philosophischen Positionen des Thomasius wenig aufschlussreich. Wer sich erhofft, anhand der Briefe das allgemeine und einseitige Bild von Thomasius als Vorkämpfer der Aufklärung durch eine genauere Betrachtung seiner rechtsphilosophischen oder pietistischen Auffassungen weiter relativieren zu können, wird wenig Material zur Differenzierung erhalten, sondern vor allem das Wissen um die Streitbereitschaft des Autors bestätigt bekommen. Es sollten aber auch jene Leser, die Thomasius als ironisch-witzigen Autor des ersten Jahrgangs der *Monats-Gespräche* und freisinnigen Streiter gegen Pedanterie und Dogmatismus kennen, darauf vorbereitet sein, dass nicht allein die ewigen Händel die Lektüre der Thomasius-Korrespondenz zu einem trockenen Unterfangen machen. Thomasius selbst schreibt ungenau, umständlich und mit erkennbarer Unlust, und auch wenn sich sein neuer Stil gegen die alte Tradition der Gelehrsamkeit wandte, so ist das, was er in ihm freudlos und zäh niederschrieb, heute wiederum primär nur von gelehrtem Inte-

resse – ein ästhetisches Vergnügen wird niemand aus diesen Briefen ziehen.

Gerade aber weil die Briefe eher von historisch-antiquarischem Interesse sind, wäre es hilfreich gewesen, wenn die Editoren den Lesern einige Brücken mehr gebaut hätten. Lateinische Passagen und Zitate in Briefen werden nicht übersetzt, auch nicht Briefe, die ganz auf Latein (z.B. Nr. 64 u. 71 von Johann Jacob Stübel, S. 82-84, 99-102; Nr. 199 von Christianus Philothomas [Vincent Placcius], S. 376f.) oder Französisch (Nr. 241 von Jacques Valentin, S. 444f.) vorliegen, was entweder von einem großen Optimismus der Herausgeber hinsichtlich der Lateinkenntnisse heutiger Leser zeugt oder davon, dass sie sich mit ihrer Ausgabe eher nicht an die jüngere Generation richten wollen. Ob dies dem aufklärerischen Geist des Thomasius entspricht, muss bezweifelt werden.

Bei den kleineren Einzelkorrespondenzen hätte es zwar wenig Sinn, diese jeweils mit einer Einleitung zu versehen, die zunächst einen allgemeinen Überblick über die Lage gibt, bei den größeren wäre es jedoch eine Hilfe. So müssen alle Informationen mühsam aus den Anmerkungen gezogen werden. Umständlich ist ebenfalls, dass die vollständigen bibliographischen Angaben von Einleitung und Kommentar in einem Supplementband unter www.thomasius-forschung.izea.uni-halle.de aufgesucht werden müssen, der inzwischen für den ersten Band online als ebook zum download bereit steht. Dort findet man jetzt bereits ein für jedwede Forschung zur Frühaufklärung nützliches biobibliographisches Personenlexikon als kostenfreies ebook, indem ebenfalls weitere, wenn auch sehr knappe Informationen über die Art der Beziehung der Briefpartner zu Thomasius dargeboten werden, die jedoch eigentlich in die Print-Ausgabe gehören.

Briefwechsel eignen sich indes besonders gut für digitale Editionsformate – es gibt mit correspSearch.net eine entsprechende Online-Plattform, bei der immer weitere Datenbanken zu Briefwechseln aufgenommen werden können, sofern sie mit den entsprechenden Identifikatoren versehen sind. Bei einem derart unübersichtlichen und kleinteilig zersprengten Korrespondentennetz und dem Wust an Detailinformationen, mit denen der Kommentar zu dieser Edition aufwartet, drängt sich unweigerlich der Gedanke an eine digitale online-Version auf, die die im Brieftext erwähnten Namen, Orte und Sachen mit dem Kommentar direkt verlinkt und für weitere Corpora anschließbar macht. In einer solchen online-Version könnte man weitere Informationen ergänzen, Korrekturen nachtragen¹ und Hilfen, etwa Übersetzungen der lateini-

schen Briefe, sukzessive zur Verfügung stellen; zusätzliche Materialien wie Digitalisate der Brieforiginale oder der in den Briefen erwähnten Schriften ließen sich ebenfalls verlinken und so den Thomasius-Kosmos nach und nach in all seiner Fülle zugänglich machen. Die Entscheidung der Herausgeber jedoch, Edition und personal-bibliographische Angaben einfach als pdf online zu stellen, entspricht seit Jahren nicht mehr den editorischen Standards für Briefwechsel und ist heute nicht mehr zu rechtfertigen.

Es bleibt zu hoffen, dass die Editoren sich besinnen und in Zukunft die Möglichkeiten digitaler Briefeditionen zusätzlich zur vorzüglich ausgestatteten Druckausgabe nutzen.

Stuttgart, Venedig

Claus Zittel

Anmerkung:

- 1 Ich habe den Band nicht systematisch nach Errata durchgesehen, bei Stichproben finden sich allerdings welche, z.B. S. 152 Anm. 6, ein falscher Rückverweis auf einen Brief, der nicht von Thomasius an Pufendorf geschrieben wurde, sondern ~~umgekehrt~~.

Louise Adelgunde Victoria Gottsched: Panthea. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Paralleldruck der Fassungen von 1744 und 1772. Studienausgabe. Hrsg. von VICTORIA GUTSCHE und DIRK NIEFANGER. (= Theatertexte 53) Hannover: Wehrhahn 2016. 218 S.

Spätestens seit Susanne Kords epochemachender Studie *Ein Blick hinter die Kulissen. Deutschsprachige Dramatikerinnen im 18. und 19. Jahrhundert* (1992) sollte allgemein bekannt sein, wie umfangreich das dramatische Schaffen von Louise Adelgunde Victoria Gottsched (1713-1762) gewesen ist.¹ Dennoch wird ihr Name meist ausschließlich mit Übersetzungen und Adaptionen verbunden, am bekanntesten ist wohl das Lustspiel *Die Pietisterey im Fischbein-Rocke; Oder Doctormäßige Frau* (1736, anonym), dessen Vorlage das Lustspiel *La Femme Docteur ou la Théologie Tombée en Quenouille* (1730) von Guillaume-Hyacinthe Bougeant ist.² Literaturgeschichtlich ist das Erscheinen des Trauerspiels von Gottsched im Jahre 1744 schon deshalb bedeutsam, weil *Panthea* als das erste Trauerspiel einer Autorin gelten kann, das überliefert worden ist.³ Zeitgenössische Aufführungen in Breslau (1744) und Königsberg (1745) sind bezeugt.⁴ Wenn Gottsched in diesem Trauerspiel nicht völlig den Gattungsvorgaben von Johann Christoph Gottsched folgt – das Trauerspiel endet mit einem Selbst-